

Günter Baron und Reimar Riese (Hg.)

Wendezeit – Zeitwende in deutschen Bibliotheken

Erinnerungen aus Ost und West

BibSpider

ISBN 978-3-936960-48-8

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie

Copyright 2011 BibSpider

Alle Rechte vorbehalten/All rights reserved/Printed in Germany

Dieses Werk einschließlich aller seine Teile ist urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urhebergesetzes ist ohne
Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für
Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmung und die Einspeicherung
und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

No part of this book may be used or reproduced in any manner without written permission
except in the case of brief quotations embodied in critical articles or reviews.

BibSpider

Networking for Information Sciences

Niederwallstr. 13

10117 Berlin

Deutschland

www.bibspider.de

Umschlaggestaltung: Heidi Sorg & Christof Leisl • www.leistls.org

MICHAEL KNOCHE

Von der Zentralbibliothek der deutschen Klassik in Weimar zur Herzogin Anna Amalia Bibliothek

Im August 1990 erschien in der Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie eine Stellenanzeige, die mein Interesse weckte: »In der Zentralbibliothek der deutschen Klassik an den Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar ist die Stelle des Direktors neu zu besetzen.« Obwohl ich eine der zentralen Anforderungen der Ausschreibung, »langjährige Erfahrungen ..., speziell in Leitungsaufgaben« nicht überzeugend nachweisen konnte, bewarb ich mich und sandte meine Unterlagen nach Weimar, das damals in der DDR lag. Dann geschah lange nichts.

Aus eigener Anschauung kannte ich die DDR kaum. Auf zahlreichen Transit-Reisen nach West-Berlin, wo ich 1975 ein Semester studiert und stets Freunde zu besuchen hatte, war ich häufig mit der Abfertigung an der Grenze konfrontiert gewesen. Ich empfand sie als schikanös und demütigend. Bei einem Ausflug nach Berlin/Hauptstadt der DDR wurde einmal das zufällig mitgeführte Buch »Subjekt und Objekt« von Ernst Bloch zum Anlass für die penible Durchsuchung meiner Habseligkeiten. Die DDR, mit deren Bewohnern mich keine persönlichen Beziehungen verbanden, war für mich ein Polizeistaat, mit dem ich nichts zu tun haben wollte. In meiner maßvoll rebellischen Jugend wurde uns von der Elterngeneration gelegentlich vorgehalten: »Wenn es euch hier nicht gefällt, geht doch in die DDR!« Das hat mich besonders aufgebracht, denn gerade dorthin wollte ich wirklich nicht. Aus der Literatur hatte ich ein

genaueres Bild von der Alltagswirklichkeit. Uwe Johnson war mein Lieblingschriftsteller. Jedes Buch von Christa Wolf habe ich sofort nach Erscheinen gelesen. Von Wulf Kirsten kannte ich Gedichte.

In den achtziger Jahren konnte ich zahlreiche Bücher aus der Zentralbibliothek der deutschen Klassik lesen. Das war möglich, weil ich für meine Dissertation zur Literatur des 19. Jahrhunderts von westdeutscher Seite aus Fernleihbestellungen aufgab, die umstandslos mit Weimarer Beständen bedient wurden. Damals brauchte man in der Bundesrepublik nur einen gewöhnlichen Fernleihschein für den »innerdeutschen Leihverkehr der Bibliotheken« auszufüllen, während Benutzer aus der DDR einen internationalen Fernleihschein verwenden mussten. Aber der Effekt war der gleiche: Literatur für wissenschaftliche Zwecke wurde ohne Probleme von hüten nach drüben geliefert. Die Weimarer Bibliothek war mir schon als Student ein Begriff für eine großartige Büchersammlung mit vielen Seltenheiten. Den Rokokosaal kannte ich bei Absendung der Bewerbung nur von Fotografien.

Das Bewerbungsverfahren dauerte so lange, weil die Wiedervereinigung Deutschlands am 3. Oktober 1990 dazwischen kam und zunächst die Zuständigkeiten im Kulturbereich zwischen dem Bundesinnenministerium, dem sich neu bildenden Freistaat Thüringen und der Stadt Weimar austariert werden mussten. Im Dezember erschien jedoch die Stellenanzeige erneut, was auf eine dürftige Bewerberlage schließen und meine Zuversicht schwinden ließ. Daraufhin unterschrieb ich einen Arbeitsvertrag bei einem Berliner Wissenschaftsverlag. Doch im März 1991 wurde ich zum Vorstellungsgespräch eingeladen und erhielt zu meiner Überraschung den Zuschlag. Daraufhin brach ich meine Zelte in Berlin wieder ab und trat am 1. Juli das Weimarer Amt an.

Es war offenkundig, dass man in Weimar einen Neuanfang mit einem jungen Mann aus dem Westen wagen wollte. Die Bewerber aus Ostdeutschland, auch solche aus den Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten (NFG), der Dachorganisation für die Weimarer Museen, das Goethe- und Schiller-Archiv und die Bibliothek, hatten von vornherein schlechte Karten. Ernsthafte Konkurrenz von Berufskollegen aus dem Westen gab es nicht, denn es wurde ja nicht für befristete Zeit ein Aufbauhelfer gesucht, sondern ein Amt auf Dauer ver-

geben. Die Vergütung im öffentlichen Dienst betrug 60 Prozent der Westnieaus. Ein Bewerber mit Kindern – der ich nicht war – hätte sich mitten im Transformationsprozess kaum auf ein scheinbar unkalkulierbares Abenteuer einlassen können: Es gab keinen anzumietenden Wohnraum. Die Schulen waren im Totalumbruch. Die Verkehrs- und Kommunikationsverbindungen funktionierten nicht. Über der Stadt hingen Wolken von Abgasen aus Zweitakt-Motoren. In der kalten Jahreszeit dampfte aus den Schornsteinen der gelbliche Qualm der Rohbraunkohle. Die Neubürger aus dem Westen führten ihren französischen Käse, manchmal sogar das Trinkwasser kanisterweise in das »Beitrittsgebiet« ein.

*

Am 30. Juni 1991, einem Sonntag, kam ich mit wenig Gepäck im Nietzsche-Archiv an, dem Gästehaus der NFG, wo ich die ersten Monate wohnen konnte. Am anderen Morgen um 8 Uhr fand ich mich im saalartigen Dienstzimmer des Generaldirektors Lothar Ehrlich im Stadtschloss ein. Dieser war sich nicht ganz sicher, wie er mir später gestand, ob der tatendurstige, aber unerfahrene Vierzigjährige aus dem anderen politischen System der richtige Mann für Weimar war. Die Personalentscheidung hatte etwas Halsbrecherisches. Direktoren ostdeutscher Kultureinrichtungen wurden damals so häufig ausgewechselt wie sonst nur Fußballbundesligatrainer.

Mein Vorgänger im Amt war von den 45 Mitarbeitern im revolutionären Frühjahr 1990 am Runden Tisch abgewählt, daraufhin vom Generaldirektor abberufen und in den Vorruhestand geschickt worden. Unter den Angestellten gab es in den letzten DDR-Jahren außer dem Direktor nur ein weiteres SED-Mitglied sowie den obligatorischen inoffiziellen Stasi-Mitarbeiter. Dieses vergleichsweise regimeferne Milieu führte dazu, dass die Belegschaft zu einem guten Teil aus Individualisten mit bürgerlichem Hintergrund bestand.

Auf dem Fußweg zur Amtseinführung in der Bibliothek verzehrten der Generaldirektor und ich bei strahlendem Sonnenschein unsere Frühstückssäpfel, die ich in einem feinen Attachékoffer aus schwarzem Leder mitgebracht hatte. Während wir Richtung Bibliothek spazierten und mit vollen Backen sprachen,

wurde mir plötzlich bewusst, dass es ein Fehler war, dieses Aktenköfferchen mitgebracht zu haben. Es sah so ganz nach großer weiter Welt aus. Es wusste ja niemand, dass nur ein harmloses Butterbrot und ein weiterer Apfel darin Platz gefunden hatten. Am liebsten hätte ich es in die träg dahinfließende Ilm geschleudert. Aber es war zu spät, und so betrat ich mit dem unpassend eleganten Gepäckstück den Rokokosaal und schritt tapfer durch die Stuhlreihen. Ich bin den dort versammelten Mitarbeitern der Bibliothek noch heute dankbar, dass sie offenkundig nicht für immer von dem Accessoire auf die Person geschlossen haben.

Nach der Vorstellung durch Lothar Ehrlich und Begrüßung durch den kommissarischen Bibliotheksdirektor hielt ich eine schwungvolle Rede mit einer Hommage an den Geist der Erneuerung, der die große Revolution in der DDR und die kleine Revolution in dieser Bibliothek ermöglicht habe. Ich war von den eigenen Worten mehr ergriffen als meine Zuhörer. Ihr Beifall war höflich. Die Gipsgesichter von Herder, Wieland und Anna Amalia blickten freundlich von den Postamenten herab. Ich hatte nicht das Gefühl, unwillkommen zu sein, aber ich merkte sofort, dass man mit einer einzigen Zehn-Minuten-Rede keine Herzen erobern konnte.

*

Im Anschluss an die Veranstaltung im Rokokosaal bat ich den Generaldirektor und die drei Abteilungsleiter zu einer ersten »Beratung«, wie der ostdeutsche Terminus für eine dienstliche Zusammenkunft lautete, in mein neues Büro. Eine Veränderung wollte ich rasch umsetzen: die Erweiterung der Öffnungszeiten für den Rokokosaal. Die vielen Besucher, die in der Erwartung kamen, einen der schönsten Bibliothekssäle Deutschlands besichtigen zu können, durften nicht durch magere Öffnungszeiten enttäuscht werden. An der Außentür der Bibliothek hing noch ein Zettel mit dem entmutigenden Hinweis für Besucher »Nachfragen zwecklos.« Mir aber schien hier der Schlüssel für die Erneuerung der Bibliothek zu liegen. Wir würden nur dann öffentliche Unterstützung für unsere Pläne bekommen, wenn an diesem Ort die Idee der Bibliothek von vielen erlebt werden konnte. Ich staunte, wie leicht es war, bei den Mitarbeitern der Bibliothek dafür Verständnis zu finden. Von der Zeit

an war der Rokokosaal in den Jahren 1991 bis 2004 bei allen Schwierigkeiten während des Sommerhalbjahrs für mehr als 10.000 Besucher pro Jahr zugänglich. Der Eintritt kostete in den neunziger Jahren eine DM.

Sehr viel mehr gab es fürs erste nicht zu besprechen. Ich schaute mich in meinem Büro um, einem schönen Raum mit gewölbter Decke und herrlichem Ausblick nach zwei Seiten: auf das Stadtschloss und in den Park an der Ilm. Durch das offene Fenster hörte man die Vögel singen. Die Einrichtung bestand aus einem grellroten Polyester-Teppich und schwarzen Eichenmöbeln mit Löwenfüßen, ein Ambiente, das auf unangenehme Kadergespräche zu warten schien.

Auf dem Schreibtisch stand ein Telefon mit vielen rätselhaften Knöpfchen. Um die zentrale Verwaltung der NFG im Schloss zu erreichen, musste ich die hauseigene Telefonistin um Vermittlung bitten, die das Gespräch dreißig Minuten später auch zustande brachte. Es knackte und krachte in der Leitung. Und der Mitarbeiter der Haushaltsabteilung erschreckte mich gleich zu Beginn mit dem Ruf »Teilnehmer!«, auf den ich gar nicht gefasst war. War das ein anderer Ausdruck für »Hallo«? Oder wollte er mich zur Rede stellen? Auch in der Telefonkommunikation gab es Unterschiede zwischen Ost und West.

Gegen Mittag wusste ich nicht mehr so recht, was ich noch tun sollte. Den roten Tischkalender aus der Druckerei Neues Deutschland mit löschpapierartigen Blättern hatte ich mit den nötigsten Eintragungen versehen. Die Post bestand aus drei Zuschriften. Das Telefon blieb stumm. In keiner der damals vier Lokalzeitungen Weimars war eine Notiz zu meinem Amtsantritt erschienen. Ich beschloss, meinen privaten Computer aus dem Gästehaus zu holen. Anfang der neunziger Jahre war dies noch ein Ungetüm mit 8-Zoll-Disketten und ohne Internet, das damals noch nicht verbreitet war. Aber an diesem Nachmittag zog der erste Computer in die Bibliothek ein, noch lange bevor das erste Kopier- oder Telefaxgerät geliefert wurde.

So verging mein erster Arbeitstag als 23. Amtsnachfolger Conrad Samuel Schurzfleischs, der am 19. Juli 1706 zum ersten Weimarer Bibliotheksdirektor ernannt worden war.

Die Leitungspositionen der NFG waren 1990 weitgehend neu besetzt worden. Inoffizielle Mitarbeiter der Staatssicherheit wurden nach ihrer Enttarnung entlassen. Die Überprüfung durch die Gauck-Behörde war jedoch erst nach fünf langen Jahren abgeschlossen. Trotzdem wurde später der Vorwurf geäußert, dass bei den NFG keine systematische Evaluation des Personals stattgefunden habe.¹ Wer aber hätte das wie organisieren sollen? Die an den Universitäten entwickelten Verfahren taugten nicht für diese vielgestaltige Kultureinrichtung. Fachlich gute Arbeit war hier noch schwerer zu messen als an Akademien und Hochschulen, wo man immerhin die Zahl der Vorträge, Publikationen und Doktoranden zählen konnte. Mein Eindruck war: Die meisten Bibliothekare hatten unter schwierigen Bedingungen gute Arbeit geleistet. Ein weitgehender Austausch von Personen wäre auch deshalb nicht möglich gewesen, weil gar nicht genügend Ersatzkräfte zur Verfügung standen. Fachpersonal zu finden, war in der Kleinstadt Weimar während der neunziger Jahre ein Problem. Wo es auch auf langjährig erworbene Bestandskenntnisse ankam, wäre eine Auswechslung zudem verhängnisvoll gewesen.

In den nächsten Tagen nahm das Tempo der aufeinander folgenden Termine rasch zu. Ich führte Gespräche mit jedem einzelnen Mitarbeiter. Hinzu kam, dass zum 1. Juli 1991 jeder einen neuen Arbeitsvertrag nach dem Bundesangestellten-Tarifvertrag erhalten sollte. Damit verbunden war die Frage der tarifgerechten Eingruppierung, eine schrecklich komplizierte Materie, weil die Lebensläufe und Tätigkeitsbeschreibungen nicht mit den im Westen üblichen Verhältnissen vergleichbar waren. Die Eingruppierungsfragen haben alle Beteiligten jahrelang beschäftigt und zum Teil zermürbt. Mit Aushändigung des

1 Rolf Lettmann: Wie und weshalb und in welchem Umfeld aus den NFG die SWK(K) wurde und noch werden muss. In: »Forschen und Bilden«. Die Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur 1953–1991. Hrsg. von Lothar Ehrlich. Köln, Weimar: Böhlau 2005, S. 199–206. – Lothar Ehrlich: Für und Wider einer Transformation. Die Umgestaltung der Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar zur Stiftung Weimarer Klassik im Kontext der deutschen Vereinigung (1989–1992). In: Weimarer Beiträge 55 (2009) S. 579–608.

Arbeitsvertrags musste ich jedem ein Gelöbnis auf das Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland abnehmen. Es fiel mir nicht leicht, neben der ungewohnten Chefrolle auch noch gleich den Vertreter der Staatsmacht zu spielen.

*

Anfang August wurde ich mit einer ersten »Havarie« – auch dies für mich ein neuer Terminus für einen plötzlich auftretenden Bauschaden – in einem Magazin konfrontiert: Im Gelben Schloss war in der Decke zum ersten Stock ein Wasserrohr gebrochen. Da regnete es nun auf die im Erdgeschoss in enger Aufstellung befindlichen Bücher des 17. bis 19. Jahrhunderts herab. Die kostbaren Drucke standen auf vier Meter hohen ungehobelten Kieferregalen mit schmalen Durchgängen und in überheizten Räumen. Es war der 13. Wasserschaden in diesem Magazinraum seit Bezug des Gebäudes in den fünfziger Jahren. Da der zuständige Amtsleiter der Stadt – das Magazin war von der Stadt angemietet – per Telefon nicht zu erreichen war, begab ich mich zu seiner Überraschung selber aufs Amt. Nicht ohne Argumente vortragen zu müssen, erreichte ich die Absperrung der Leitung. Seit diesem Tag war mir die ganze Dimension der Aufgabe klar, die so einfach mit »die Sammlung ... bewahren« umschrieben ist.

Es gab außer den Aufstellungsmöglichkeiten im völlig überfüllten Historischen Bibliotheksgebäude und im Gelben Schloss noch drei weitere Büchermagazine: im Stadtschloss, im Haus der Frau von Stein und auf dem Dachboden des Goethe- und Schiller-Archivs. Die Idee, alle Bestände in einem Tiefmagazin unter dem Platz der Demokratie zusammenzuführen, war naheliegend. Sie war erstmals von Paul Raabe ausgesprochen worden und wurde von mir in den ersten Interviews mit der Lokalpresse bekräftigt. Aber sehr bald wurde mir klar, dass die großen baulichen Veränderungen in der Stadt längst auf den Weg gebracht worden waren. Die Bibliothek spielte dabei keine Rolle. Ich hätte ein Dreivierteljahr früher vor Ort sein müssen. So gelang die Realisierung des Tiefmagazins erst 14 Jahre später, fast zum selben Zeitpunkt, als das Historische Bibliotheksgebäude in Flammen aufging.

*

Mit einer anderen Frage war ich schon vor dem Amtsantritt brieflich konfrontiert worden: Am 12. Juli 1991 würde die Bibliothek 300 Jahre alt werden. Das Datum geht zurück auf einen Teilungsvertrag zwischen den Häusern Sachsen-Weimar und Sachsen-Eisenach, in dem unter anderem etwa fünfhundert Bücher der erloschenen Nebenlinie Sachsen-Jena dem Weimarer Fürstenhof zugesprochen worden waren. Von da an hatte Herzog Wilhelm Ernst von Sachsen-Weimar (1662–1728) für den ununterbrochenen Aufbau der Sammlung gesorgt.² Was war zu tun? Konnte man so schnell eine große Jubiläumsfeier organisieren? Mein Vorschlag war, das Ereignis erst im September zu begehen. Schließlich war nach dem Vertragsschluss im Jahr 1691 auch noch eine ganze Weile vergangen, bis die Bücher in Weimar eingetroffen und zu einer Sammlung formiert waren.

In der knappen Zeit schien die Herausgabe einer gewichtigen wissenschaftlichen Festschrift nicht mehr realisierbar zu sein. Aber der Bibliothekar Erdmann von Wilamowitz-Moellendorff hatte schon lange an einem Literaturverzeichnis von 1000 Veröffentlichungen zur Geschichte der Weimarer Bibliothek gearbeitet. Als ich mit ihm darüber sprach, fassten wir rasch den Entschluss, dieses Arbeitsergebnis zu veröffentlichen. Er wollte nicht glauben, dass dies in sechs Wochen gelingen könnte. Zu DDR-Zeiten hatte es einen jahrelangen Planungsvorlauf für Bücher gegeben. Aber aus meiner Verlagspraxis wusste ich: Wenn alle mitziehen, kann man in dieser Frist, zumal im Selbstverlag, ein Buch herausbringen. So wurde die Schrift »Dreihundert Jahre Weimarer Bibliothek. Eine Bibliographie zur Geschichte der Bibliothek der deutschen Klassik und ihrer Bestände« die offizielle Publikation zum Jubiläum. Eine nüchterne Bestandsaufnahme fand ich für den Moment des Umbruchs und Neubeginns durchaus passend.

*

Trotzdem war auch bis zum September-Termin die Zeit recht knapp, um ein großes Fest zu organisieren, vor allem aber, um bis dahin Überlegungen zur

2 Zur Bibliotheksgeschichte ausführlich: Herzogin Anna Amalia Bibliothek – Kulturgeschichte einer Sammlung. München: Hanser 1999.

Zukunft der Bibliothek ausgearbeitet zu haben. Denn konnte man ein so bedeutendes Jubiläum feiern, ohne genauer zu erklären, was für eine Zukunft die Bibliothek eigentlich haben sollte? Das Problem der Rollendefinition zeigte sich schon an den unterschiedlichen Namen der Weimarer Bibliothek: Sie hieß von 1691 bis 1815 Herzogliche Bibliothek, von 1815 bis 1918 Großherzogliche Bibliothek. Nach Abdankung des letzten Großherzogs wurde sie – offiziell am 1.5.1920 – in Thüringische Landesbibliothek umbenannt. Sie hatte ihren Bezugsrahmen, den Hof, dem sie in erster Linie gedient hatte, verloren. Die Bibliothek verfügte über Bestände und Räumlichkeiten, die für die Nutzung durch eine breite Bevölkerungsschicht im Rahmen einer extensiven Volksbildung nicht geeignet waren. Und doch wurde ihr bis 1968 von den Regierungen der verschiedensten politischen Systeme ein solcher Bildungsauftrag zugeschrieben. 1969 erfolgte eine neue Änderung der Aufgabe und des Namens: Jetzt wurde sie in die Klassikerstätten integriert und mit der unter dem Dach der NFG bestehenden Institutsbibliothek vereinigt. Auch deren Name wurde übernommen: Zentralbibliothek der deutschen Klassik.³ Anfang 1991 wurde der »Zentral«-Zusatz stillschweigend aufgegeben: Bibliothek der deutschen Klassik lautete der Name, als ich mein Amt antrat. Zu suchen war jetzt nach einem neuen Konzept und vielleicht auch einem neuen Namen, denn der geltende war weder richtig noch schön.

Die Funktion einer Landesbibliothek war 1969 auf die Universitätsbibliothek Jena übergegangen, die sich nach der Wende auch ausdrücklich Thüringische Universitäts- und Landesbibliothek nannte. Die Anbindung der Bibliothek der deutschen Klassik an eine Hochschule schied aus, weil alle Hochschulen im Umfeld ihre spezialisierten Bibliotheken besaßen, erst recht kam eine Funktion als Stadtbibliothek für die Weimarer Bevölkerung nicht in Frage. Dazu fehlten alle Voraussetzungen, außerdem gab es eine gut funktionierende Stadtbücherei. Nicht in Frage stand die dauerhafte Integration der Bibliothek in die Klassikerstätten.

3 Michael Knoche: Die Eingliederung der Thüringischen Landesbibliothek Weimar in die Nationalen Forschungsstätten. In: Geschichte, Gegenwart und Zukunft der Bibliothek. Festschrift für Konrad Marwinski zum 65. Geburtstag, hrsg. von Dorothee Reißmann. München: Saur 2000, S. 105–126.

In diesen arbeitsreichen Sommerwochen wurde mir schnell klar, dass die Bibliothek der deutschen Klassik mehr war als eine germanistische Spezialbibliothek für eine bestimmte Literaturepoche. In den letzten zwanzig DDR-Jahren war alles ausgeblendet worden, was nicht in die enge Vorstellung von der Weimarer Klassik als »humanistischem Erbe« passte. So wurde beispielsweise die exzeptionelle Landkartensammlung mit mehr als 7.000 Einheiten aus dem 16. bis 19. Jahrhundert bibliothekarisch und konservatorisch vernachlässigt. Andere Bestände wurden sogar ausgesondert und Nietzsche, dessen Privatbibliothek zum Bestand gehörte, tabuisiert. Vorherrschend war ein enges Klassikverständnis, anfangs noch unter Ausschluss der Romantik. Mir schien die Neubestimmung als Forschungsbibliothek für Literatur- und Kulturgeschichte mit dem Schwerpunkt auf der deutschen Literatur der Periode 1750 bis 1850 adäquat zu sein. Der gewachsene historische Bestand in seiner Gesamtheit sollte den Charakter der Bibliothek prägen. Das betraf die Buchhandschriften des Mittelalters und der Frühen Neuzeit, die Inkunabeln, Stammbücher, Almanache, Karten und Globen, die inkorporierten Privatbibliotheken, wie zum Beispiel die von Goethe, Schiller, Fernow und Nietzsche, ebenso wie den Kernbestand der alten Herzoglichen Bibliothek und die Buchkunst des 20. Jahrhunderts. Das Gewicht, das dem Alten Buch in der Bibliotheksarbeit zugemessen wird – von der differenzierten Erschließung durch Kataloge, den komfortablen Leseplätzen bis hin zu einer leistungsfähigen Restaurierungswerkstatt –, der herausragende Stellenwert der historisch überlieferten Buchbestände also, unterscheidet eine Forschungsbibliothek – im angelsächsischen Sprachgebiet: independent research library – von anderen wissenschaftlichen Bibliotheken. Sie bieten den Geistes- und Kulturwissenschaftlern die Arbeitsmöglichkeiten, die Naturwissenschaftler in ihren Laboren vorfinden.

*

Aber: Die intensive Suche nach einem neuen Bibliotheksnamen brachte einfach kein Ergebnis. Für den 18. September waren die Feierlichkeiten mit zahlreichen Ehrengästen terminiert. Vier ARD-Fernseh- und Rundfunkanstalten hatten sich zur Berichterstattung angemeldet. Am 20. September stand der Besuch des französischen Staatspräsidenten François Mitterand und des Außenministers Roland Dumas als Gäste des Bundespräsidenten Richard von

Weizsäcker ins Haus. Eine größere Aufmerksamkeit konnte sich eine kleine Kulturinstitution nicht wünschen. Die Chance, zugleich mit der neuen Aufgabenbestimmung auch einen neuen Bibliotheksnamen zu präsentieren, durfte nicht vertan werden. Eine gewisse Nervosität konnte ich nicht mehr verleugnen.

Für Montag, den 16. September, 8 Uhr, hatte ich abermals eine Personalversammlung in den Rokososal einberufen. Zur Diskussion standen die Benennungen »Forschungsbibliothek Weimar« oder »Historische Bibliothek Weimar«. Mit diesen Namen wäre eine prosaische Funktionsbezeichnung gefunden worden. Beide Ideen wurden von den Mitarbeitern abgelehnt. Es fehlte nicht viel, und wir hätten die Suche resigniert aufgegeben. Dann brachte eine Mitarbeiterin den Namen »Anna Amalia Bibliothek« ins Spiel. Auch diese Idee stieß zunächst nicht auf ungeteilte Begeisterung. Einige störten sich an der scheinbaren Refeudalisierung einer Institution, die sich gerade von jeder politischen Bevormundung befreit hatte. Ich selber war nicht sicher, ob die Idee tragfähig wäre. Die Entscheidung wurde noch einmal vertagt.

Vierundzwanzig Stunden später fand die nächste Personalversammlung statt – wie immer im Stehen, um die Entscheidung zu beschleunigen. In der Abstimmung fand jetzt der Name Anna Amalias, vervollständigt zu »Herzogin Anna Amalia Bibliothek«, eine große Mehrheit. Über Nacht schien der klingvolle Name der aufgeklärten Fürstin eine suggestive Wirkung in den Köpfen entfaltet zu haben. Er war offen für das Konzept Forschungsbibliothek, aber viel sympathischer als alle angestrebten Funktionsbezeichnungen.

Über das Abstimmungsergebnis musste der Generaldirektor der NFG in Kenntnis gesetzt werden. Ein hochrangiges Gremium, das sich die Entscheidung über den Namen der Bibliothek hätte vorbehalten können, gab es in dieser postrevolutionären Phase nicht. Erst ein halbes Jahr später wurde der Stiftungsrat der Stiftung Weimarer Klassik berufen, der darüber zu befinden gehabt hätte. Der Generaldirektor billigte den Beschluss der Bibliothek, damit war die Frage entschieden. Der neue Name wurde am Mittwoch, dem 18. September 1991, während der offiziellen Jubiläumsfeier der überraschten Öffentlichkeit bekannt gegeben. Ich vergesse nicht, wie ich in dem feierlichen Moment

der Verkündung über den ungewohnten vierteiligen Namen beinahe ins Stottern geraten wäre.

*

Der neue Name erwies der größten Förderin der Bibliothek Reverenz. Sie hatte der Bibliothek im Jahr 1766 das Gebäude mit dem Rokokosaal zur Verfügung gestellt und dem Haus später ihren großen Büchernachlass vermacht. Die Gedankenverbindung zur Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel, die uns als Schwester- und Vorbildinstitution galt, war willkommen. Ohne den Glücksfall des in letzter Minute gefundenen Bibliotheksnamens wäre die weitere Entwicklung der Bibliothek wahrscheinlich anders verlaufen. Heute können sich die meisten Menschen gar nicht mehr vorstellen, dass die Bibliothek jemals anders als nach Anna Amalia benannt war.

Nach dem Bibliotheksjubiläum hatte ich das Gefühl, in Weimar angekommen zu sein. Tatsächlich bin ich am Monatsende mit meinen sieben Sachen von Heidelberg nach Weimar in die Seifengasse umgezogen. In der Bibliothek war jetzt endlich die Aufbruchstimmung zu spüren, die ich schon am Tag meines Amtsantritts herbeizureden versucht hatte.